

www.e-rara.ch

Aus König Friedrich Wilhelms IV. gesunden und kranken Tagen

Reumont, Alfred von

Leipzig, 1885

ETH-Bibliothek Zürich

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-106031>

IX. Die Jahre 1848 und 1849.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [\[Link\]](#)

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [\[Link\]](#)

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [\[Link\]](#)

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [\[Link\]](#)

IX.

Die Jahre 1848 und 1849.

Unmittelbar nach des Königs Abreise von Roveredo trat ich die Rückfahrt nach Venedig an. Dort blieb ich bis Ende September, um der Gelehrtenversammlung beizuwohnen, auf welcher so viele Anzeichen drohender Stürme sich meldeten, obgleich im Allgemeinen, wenn man von der Ausweisung des spectakelfüchtigen und später nur zu schlimm beleumundeten Fürsten von Canino Carl Lucian Bonaparte absieht, die Dinge ziemlich glatt verliefen. Es erklärt sich leicht, daß die Zeitverhältnisse die täglich zunehmende Spannung zwischen Oesterreich, Sardinien und dem Papste, und das schon tolle Gebahren der periodischen Presse auch in dem Theile der Halbinsel, wo man noch Maß zu halten suchte, einen Widerschein auf Verhandlungen warfen, welche wissenschaftlicher Natur sein sollten und im Ganzen auch waren. Ein Mann, der bald in seiner Vaterstadt eine große Rolle zu spielen bestimmt war und in gewissem Sinne von seinem Familiennamen einen Flecken getilgt hat, welchen Schwäche und Unglück darauf gelassen haben, der Advocat Daniele Manin, übrigens kein Verwandter des letzten Dogen der Republik, machte sich damals zuerst über die Grenzen Venedigs hinaus bekannt. Der Vicekönig und der Gouverneur des

Venetianischen Graf Anton Palffy, der nicht lange darauf von der politischen Bühne verschwinden sollte, übten glänzende Gastfreundschaft, welcher Graf Giovanelli, Präsident der Versammlung, und andere Patricier würdig entsprachen. Unter den künstlerischen Genüssen ist die Aufführung des Sophokleischen König Oedipus nach Felice Bellotti's gelungener Uebersetzung, mit Giovanni Pacini's, des damals noch oft vernommenen Componisten des *Ultimo giorno di Pompei* Musik zu den Hören zu nennen. Sie fand in Palladio's Olympischem Theater zu Vicenza statt und der Effect dieses Versuchs einer auch dem Local nach möglichst treuen Reproduction des antiken Drama's wäre ein noch bedeutenderer gewesen, hätte nicht der Repräsentant der Hauptrolle, Gustavo Modena, ein talentvoller Künstler aber ein maßlos unberechenbarer Mensch, denselben durch sein Verhalten abgeschwächt. Auf des Königs Wunsch sandte ich ihm die Compositionen des mir persönlich bekannten Tonkünstlers, und man hat soviel mir bekannt dieselben an unserm Hofe vernommen.

Am Schlusse des Congresses führte eine Fahrt auf demselben Dampfer, der den König nach Venedig gebracht hatte, eine nicht unbedeutende Zahl von Mitgliedern der Versammlung nach Pola. Das Schiff glitt sanft an der buchtenreichen Küste von Istrien vorüber, nicht zu ferne um nicht ein Bild der zahlreichen Ortschaften derselben zu gewähren. Die römischen Monumente der Stadt, deren Formenreichtum schon auf spätere Zeiten hinweist, bilden gleichsam einen Vorhof zu den großartigen Resten des Diocletianischen Palastes, die dem dalmatischen Spalatro so große Bedeutung verleihen. Am Abende leuchtete das Amphitheater weithin über Küste

und Meer. Am letzten Tage des September verließ ich Venedig um mich nach Florenz zu begeben, wo ich den Rest des Herbstes und einen Theil des Winters zu verbringen beabsichtigte. Der blühende Zustand der alten Gebieterin der Adria drängte die Gedanken an gewaltfame Störung und großes Elend zurück, und doch wie rasch war beides im Anzuge! In Bologna, wo ich einen Tag verweilte, alte Freunde wieder sah und die Bekanntschaft Marco Minghetti's machte, dessen Name bald in Aller Munde sein sollte, gewahrte ich die Spuren der sich mehrenden Aufregung. In der toscanischen Hauptstadt war dieselbe schon lebhaft genug um einen scharfen Contrast mit den altgewohnten Zuständen hervorzurufen. Noch war es, wenn man so will, eine Revolution à la fleur d'orange, aber doch eine Revolution. Seit dem Tode der beiden vieljährigen Lenker der Staatsgeschäfte Graf Fossombroni und Don Neri Corsini, 1844 und 1845, war die Verwaltung in den Händen von Männern geblieben, die nicht ohne Geschäftskentniß, aber ohne umfassenden Blick und höhere staatsmännische Gaben waren, völlig unfähig das Schiff zu steuern, als mit dem Jahre 1846 die Bewegung begann, welche rasch eine so allgemeine werden sollte. Männer welche sich in liberalen und namentlich in akademischen Kreisen einen gewissen Namen gemacht hatten, aber ohne alle praktische Erfahrung waren, nahmen ihnen das Heft aus der Hand und führten den Großherzog von einer Concession zur andern, gerade wie es bei Pius IX. geschehen war, ohne Maß noch Ziel zu kennen. Von festlich-freudigen sogenannten Demonstrationen und Verbrüderungsscenen kam es bald zu Lärm und Tumulten, worüber die alte Polizei in die Brüche ging, zu Café- und Straßen-

skandalen, wobei, ein rechtes Merkmal der noch halb gutmüthigen halb perversen Bewegung, der Herr Minister des Innern in hocheigener Person in einem in einen politischen Tummelplatz umgewandelten Café auf den Tisch stieg um das Volk durch seine Rede zu beruhigen, was alles dann selbstverständlich zu ernstlicheren Unordnungen führen mußte, welche in Florenz noch mäßig, in Livorno in einen Aufstandsversuch ausarteten, der von der Regierung noch mit einem letzten Rest von Energie unterdrückt wurde. Die periodische Presse war längst außer Rand und Band und Ausdrücke wie „questo cane“ in Bezug auf den Herzog von Modena waren keine Seltenheit.

Bei meiner Ankunft in Florenz war der preussische Ministerresident Graf Schaffgottsch ernstlich leidend und hatte seit längerer Zeit dem Ministerium nicht berichtet. Selbstverständlich hatte ich zu solcher Berichterstattung keine Befugniß, aber ich richtete an den König verschiedene längere Schreiben, die Lage der Dinge zu schildern. Am 1. Februar 1848 erhielt ich folgendes Schreiben: „Berlin 22. Jänner 1848. Ihre Briefe, lieber K., interessieren mich ganz außerordentlich, und wenn ich einen neuen sehe, macht's mir Freude, denn ich gewinne in einem jeden nicht allein richtige, wohlgeprüfte, mit Tact und Mäßigung aufgefaßte Nachrichten aus so anziehenden und abstoßenden Verhältnissen, wie es die gegenwärtigen italienischen und in specie toscanischen sind, sondern auch den Genuß musterhaften Vortrags und schöner Sprache. Also herzlichsten Dank, und fahren Sie so fort, bester K. — Wie schön war der Anfang der Bewegung in Italien! wie ganz verschieden von ähnlichen in anderen Ländern, wo Gemeinheit, Bosheit, frecher Ungehorsam die ersten

Augenblicke bereits schänden, doch Sie wissen, wie besorgt mich gleich die Schwäche der Regierungen machte, durch die der Pöbel aller Stände eine Art Dictaturgefühl gewann. Was sich jetzt so traurig offenbart, ist die reine Entwicklung dieses Anfangsfehlers. Der Mangel an Gemeinheit in der römischen Bewegung hatte mich förmlich bestochen und hingegriffen, denn nach dem Mangel an Gemeinheit sehne ich mich in allen Dingen als nach einem Ideal, dessen Verwirklichung in Deutschland leider unfählich ferne zu liegen scheint!! Jetzt bricht die Gemeinheit aber schon in der ewigen Stadt, wenn auch in mäßiger Dosis hindurch. Das schlägt mich nieder. Und wie muß es den herrlichen Pontifex schmerzen! In Toscana schien mir von Anfang ein gewisses Wehethunwollen gegen den Großherzog durchzuschimmern. Es gehört aber eine gute Portion Gemeinheit dazu einem so vortrefflichen Herrn, dem wahren Vater von Toscana, Kummer machen zu wollen. Bei den jüngsten Livorneser Ereignissen haben die Schurken die letzte Maske abgeworfen und das kann gewiß zum Guten führen. Geb' es Gott, daß es geschehe. Der Anfang ist vortrefflich, zumal die blitzschnelle Abführung der Rebellenhäupter nach Elba. — Was macht Ihre Gesundheit? Bleiben Sie den Winter ruhig in Florenz oder haben Sie noch römische Projecte? Sollten Sie den Großherzog sehen, so empfehlen Sie mich seinem Andenken auf das angelegentlichste. Ich liebe und verehere den vortrefflichen Herrn von Herzen. Mit der verwitweten Großherzogin scheint es ja Gottlob besser zu gehen. — Sollte à bas prix was Gutes in Marmor, Erz oder gebrannter Erde zu Florenz feil sein, so lassen Sie mich's wissen. — Die Königin läßt sie grüßen. Sie fehlen unsern ruhigen Abenden

recht in diesem Winter. Möge die italiische Luft Ihnen wohlthätig sein und die Farbe jenes Himmels (womit ich schreibe) Sie erheitern. Von Graf Orti Manara aus Verona hab' ich einen gar lieben Brief dieser Tage erhalten. Leben Sie wohl, bester R. Gott führe Sie glücklich im schönen Lande und dann über die Alpen zu den kalten und warmen Quellen des Vaterlandes zurück. Friedrich Wilhelm."

Wie bald sollte in Berlin alles anders werden!

Ich blieb nur noch kurze Zeit in Florenz. Die am 17. Februar verkündigte Verfassung, ein mit Mäßigung und durchgehendem Anschluß an ältere politische Verhältnisse ausgearbeiteter Act hätte ungeachtet der parlamentarischen Unerfahrenheit, welche häufig in der politischen Tribüne eine akademische Kanzel sah, der momentanen Zerfahrenheit ein Ziel setzen und Gutes wirken können, wenn es für Toscana möglich gewesen wäre sich der beunruhigenden Eindrücke von außen zu entziehen. Am vorletzten Tage des Monats war ich in Rom, welches ich vor beinahe einem Lustum verlassen hatte und wo ich auf dem Capitol bei Herrn von Uedom gastliche Aufnahme fand, aber nur zu bald Gelegenheit hatte die große und bedrohliche Umwandlung zu erkennen. Ich brauche hier nicht die Zustände zu schildern, welche in Folge der pariser Revolution blitzeschnell vorwärts schritten und in wenigen Wochen zu einer Art Anarchie führten, indem der Ausbruch des lombardischen Krieges die bereits herrschende Gährung zur Frenesie steigerte und die längst schwankende päpstliche Regierung thatsächlich aus dem Sattel hob. Unter dessen fanden die berliner Märzereignisse statt, welche Herrn von Uedom nach Berlin zurückriefen wo er eine einstweilige Bestimmung nach Frankfurt erhielt, während der Legations-

rath von Caniz als Geschäftsträger zurückblieb. Ich habe mich nie über deren Charakter getäuscht und meine anfänglichen Besorgnisse sind nur zu sehr in Erfüllung gegangen. Ich brauche mich hier nicht über die Umstände zu verbreiten, welche mich, eine Courierreise nach München und zurück abgerechnet, bis zur zweiten Hälfte des Juli in Rom und Toscana festhielten. Am 20. d. M. verließ ich Florenz und gelangte am 23. nach Mailand, von wo ich ohne Aufenthalt über den Gotthard weiter reiste. Wäre ich nur um zwei Tage später gekommen, so würde ich mich in die unendliche Verwirrung verwickelt gefunden haben, welche der Rückzug der piemontesischen Armee herbeiführte. Denn am 24. Juli schlug Feldmarschall Radeky den sardinischen König bei Custoza aufs Haupt und mit diesem einen Tage war die Lombardei für Piemont verloren. In Frankfurt verweilte ich drei Tage bei meinem Freunde von Thile, damals Legationsrath bei der Bundestags-Gesandtschaft, und sah etwas von dem Parlament der Paulskirche, wo ich einen seit manchen Jahren nicht wiedergesehenen heidelberger Universitätsgenossen wieder fand, den geistreichen Hannoveraner J. H. Detmold, der nicht lange darauf Justizminister der Reichsgewalt gewesen ist und von der Linken der Versammlung schon auf die Rechte übergesiedelt war. Am 31. Juli war ich in Berlin. Den Eindruck, welchen die Hauptstadt mir im ersten Moment mit ihrer Bürgerwehr an Stelle unserer braven Truppen machte, will ich nicht schildern.

Schon am folgenden Tage war ich in Sanssouci wo ich bis zum nächsten Morgen verweilte. Von König und Königin aufs gütigste aufgenommen, hatte ich nach der Tafel mit Ersterem eine längere Unterredung über die Dinge in

Italien, wo eben damals infolge der entscheidenden Niederlage des piemontesischen Heeres (am 1. August gingen die Oesterreicher über die Adda, während die Piemontesen sich in zwei Abtheilungen auf Pavia und Piacenza zurückzogen) die Krisis begann, welche zum Umsturz der päpstlichen und der toscanischen Regierung und in letzter Instanz zu König Carl Alberts Thronentsagung führte. Aber was bedeuteten die italienischen Dinge, während es im eigenen Hause trostlos aussah? Am 20. Juni war das Ministerium Camphausen nach beinahe dreimonatlichem Bestande zurückgetreten. Es hatte namentlich zu Anfang Dienste geleistet und die Wogen der Revolution in etwas besänftigt, den Weg zu einer Verständigung zwischen der monarchischen Gewalt und der Volksvertretung zu ebnen gesucht, war aber damit nicht weit gelangt und hatte die Schmach des Zeughaussturmes und die Straßenherrschaft des Pöbels erlebt, vor welcher seine eigenen Mitglieder nicht sicher waren. Nicht einen vollen Monat nach der Eröffnung der constituirenden Versammlung hatte Camphausen, welcher unter allen kurzlebigen Ministern dieser aufgeregten Zeit persönlich die meiste Zustimmung und Hochachtung der verschiedenen Parteien gewonnen und bewahrt hat, einer neuen Verwaltung den Platz geräumt, an deren Spitze dem Namen nach der Oberpräsident von Preußen Rudolf von Auerzwald stand, deren Seele aber der bisherige Finanzminister David Hansemann war, der sie bildete. Einen schärferen Contrast als den zwischen diesen beiden Minister-Collegen konnte man sich nicht wohl denken. Herr von Auerzwald, der Sohn eines um seine ostpreußische Heimat wohlverdienten, dem Königshause in guten und schweren Zeiten treu ergebenen Mannes, zu den Prinzen dieses Hauses

in den Tagen der Trübsal in genauesten persönlichen Beziehungen, in den Freiheitskriegen und einige Jahre darüber hinaus im Militärdienst, in landschaftlichen und Staatsämtern mannschaft thätig und wohlverfahren und mit den Angelegenheiten der Rheinprovinz vertraut, in seinen politischen Anschauungen das was man als alt-liberal zu bezeichnen pflegt, wie es in seiner engeren Heimat vorzuwalten pflegte, war wohlwollend, gebildeten Geistes, von angenehmen Umgangsformen. Aber ihm mangelte die Energie welche eine Stellung wie die ihm nun übertragene überhaupt erfordert hätte, umso mehr in einem Moment wie derjenige in welchem er das Ministerium übernahm, gegenüber einer Versammlung die schon vom demokratischen Element beherrscht wurde, und einer Bevölkerung in welcher die Straßen-Emeute Recht behielt. Hansemann, ein norddeutscher Predigersohn, aber durch seine ganze Vergangenheit dem Rheinlande angehörend und Kaufmann in Aachen, hatte sich durch Gründung und geschickte Leitung von ökonomisch-industriellen Anstalten, welche zu hoher Blüte gelangt sind, wie durch einsichtige Förderung des Verkehrs- und Eisenbahnwesens, um gedachte Stadt und die südwestlichen Gebietstheile namhafte Verdienste erworben, während er als politisch-ökonomischer Schriftsteller wie als Mitglied der Provinzial-Landtage ungewöhnlichen Scharfsinn und Kenntnisse an den Tag legte. In seinen politischen Anschauungen dem entschiedensten Constitutionalismus französischen Genres huldigend, hatte er kein Herz für Preußen. Seit lange ein erklärter Gegner preussischen Verwaltungswesens und Lobredner Frankreichs, würde er, mit seiner maßlosen Meinung von der Gültigkeit seiner Theorien, über welche das Gelingen seiner obenbezeichneten Gründungen ihn

verblendete, die gesammte Organisation des Staates wie dessen politische Stellung im Wege des Experiments aufs Spiel gesetzt haben, wenn er freie Hand gewonnen und behalten hätte. Während für ihn die Revolution, die ihn auf die Ministerbank geführt, eine „glorreiche“ war, zog der neue Minister des Innern Herr Kühlwetter, ein Rheinländer der vor kurzem durch ihn Regierungspräsident in Aachen geworden, in seiner Erstlingsrede vor der Revolution überhaupt devotest den Hut ab.

Zur Zeit als dies Ministerium, welches seinem Princip nach ein Majoritäten-Ministerium sein sollte und sich demgemäß aus den verschiedenen Kammerfractionen recrutirte, die Probe zu bestehen hatte, war die frankfurter Nationalversammlung wenn nicht auf dem Wege der innern, doch auf dem der äußern Constituirung eines einheitlichen Deutschland vorgegangen. Am 29. Juni war Erzherzog Johann zum Reichsverweser gewählt und an die Spitze einer provisorischen Centralgewalt des Deutschen Reiches in spe gestellt worden, hatte angenommen und war am 11. Juli in Frankfurt eingetroffen. Den auswärtigen Großmächten wurde das Factum der Constituirung dieser Centralgewalt durch diplomatische Agenten verkündigt, die eine in der diplomatischen Welt ungewohnte Rolle gespielt haben. Die Krisis dieser Centralgewalt, die vielmehr in der Idee beruhte als einen wirklichen Boden hatte, konnte nicht ausbleiben. Sie gab sich zuerst in der militärischen Frage kund. Als eine Art Hulldigung der deutschen Truppen auf den 6. August anberaunt wurde, ward es offenbar, daß der Schwerpunkt der Dinge nicht in Frankfurt lag, und daß eine große Idee, mag sie immer noch so viele Berechtigung in sich

haben, zu ihrer wirklichen Ausführung mehr als eloquenter Reden bedarf.

Es macht den Eindruck von etwas Dramatischem in Verkettung und Lösung, wenn man Friedrich Wilhelms IV. Geschick und Verhältniß zu den Ereignissen des Jahres 1848 betrachtet. Der tiefe plötzliche Fall hing mit einer militärischen Maßregel (wenn dies ja für den in der That unauzgeklärten Befehl der Entfernung der Truppen aus der Hauptstadt nach der Nacht vom 18. zum 19. März der richtige Ausdruck ist) zusammen: die Empfindung der momentan betäubten aber nicht gebrochenen Kraft kehrte bei dem Versuch einer Schmälerung oder Theilung der militärischen Autorität der Krone zurück. Ich habe, worauf ich hingewiesen, den König erst vier Monate und drüber nach jenem traurigen Ereignisse wiedergesehen, vermag somit über dessen Stimmung in den ersten Zeiten nicht zu urtheilen. Ich brauche nicht zu sagen daß ich ihn verändert fand. Er war bald erhitzt und gereizt, bald niedergeschlagen. Er lenkte die Conversation auf Dinge die mit der momentanen Lage nichts zu thun hatten, aber mir war es als thue er sich Zwang an. Er ließ sich auch wol heftig gegen diese oder jene Person aus; Heinrich von Arnim, der vormalige Gesandte, dann auswärtiger Minister, welchem sein Portefeuille keine Freude brachte, hatte ihn in den ersten Zeiten schwer gereizt, Hansemann machte sich ihm widerwärtig, ich weiß nicht ob mehr durch Tactlosigkeit oder mit Willen. Denn der scharfe und berechnende Verstand dieses gelegentlich auf persönlichen Vortheil sehr wohl bedachten Mannes vermochte seine im Grunde plebejische Natur keineswegs immer zu besiegen. Das größere Vertrauen des Königs zu sich selber und zu den Dingen

kehrte in demselben Maße zurück wie das Unvermögen der Minister, die Constituante zu lenken und in den Straßen Ruhe und Ordnung zurückzuführen, sich immer mehr documentirte. Herr von Auerzwald meinte es redlich, aber er war völlig unfähig sich bei seinen Collegen Autorität zu verschaffen, geschweige denn in der Versammlung, und wenn Herr Hansemann in der zweiten Hälfte des August von der „Verbriefung der vom Volke errungenen Freiheiten“ sprach, gab dies eine schöne Aussicht auf die künftige Charte. Was man unter den Freiheiten verstand, erlebte ich selbst eines Abends. Am 21. August war Soirée beim Ministerpräsidenten in der Wilhelmstraße. Diplomaten und Abgeordnete waren in Menge zugegen; Damen sah man damals nur wenig, und wer nicht in der fried- und freudlosen Stadt auszuharren genöthigt war, verweilte auf dem Lande. Man war noch nicht lange in den Sälen des ersten Geschosses versammelt, als eine Scheibe klirrend auf den Boden fiel, gefolgt von einem Pflastersteine, worauf ein Regen von Glascherben und Steinen hereinbrach, sodaß die Gäste rasch räumten und im Garten Schutz suchten, wenn sie nicht, wie es mir gelang, im ersten Stadium des Tumults die Straße gewannen und zum Wilhelmplatz gelangten, bevor die wüste Menge nach Zerstörung der Fenster den Angriff auf die Rampe des Hotels unternahm, welche ebenso wie die des gegenüberliegenden vormaligen Palais des Prinzen August demolirt wurde. Noch Stunden lang setzte sich der Tumult unter den Linden fort, unter Angriffen auf die nach englischem Muster errichtete Constablerwache oder Schuzmannschaft, wobei man die schweren Eisenstäbe der Schranken der Linden zum Sturmlaufen gegen das Thor des Ministeriums des Innern brauchte,

welches glücklicherweise Widerstand leistete. Folgenden Tages erschien das unglückliche Ministerialpalais in der Wilhelmstraße mit architektonischen Pockennarben bedeckt. Es hatte keine Spiegelscheiben gehabt und die Maueroberfläche bestand aus Putz: so war die Schmach größer als der Schaden. Die Rampen wurden beseitigt.

Der König ließ es an gelegentlichen Mahnungen nach mehren Seiten hin nicht fehlen. Bei einem am 30. Juli im Neuen Palais bei Sanssouci stattgefundenen, durch Herrn von Auerswald in versöhnlicher Absicht veranlaßten Empfangsfeste für die Mitglieder der Versammlung, erhielt der Minister des Innern, der sich bei einem unbedeutenden Kravall als schwachen Vertheidiger der preussischen Farben gezeigt hatte, einen ziemlich scharfen Verweis. Bei der sechsten Säcularfeier des Beginns des kölnen Dombauens, zu welcher der König sich am 12. August begab und wo er mit dem Erzherzog Reichsverweser zusammentraf, ermahnte er in der Conversation mit den dort zahlreich anwesenden Mitgliedern des frankfurter Parlaments, man möge sich erinnern daß es noch deutsche Fürsten gebe und daß er einer derselben sei. Es that noth, denn diese Versammlung, deren Haupt, der edle und hochherzige Heinrich von Gagern, auch von der Ueberschätzung seiner Stellung nicht frei blieb, bildete sich nur zu sehr ein die Geschicke Deutschlands in der Hand zu halten. Die Gegensätze prallten entschieden auf einander aus Anlaß des von Preußen am 26. August mit Dänemark abgeschlossenen Waffenstillstandes von Malmoe, welcher dem übereilt begonnenen und unstät hin und her schwankenden Kampfe um die Elbherzogtümer momentan ein Ziel setzte, ein Waffenstillstand der am 5. September von der National-

versammlung als die Ehre Deutschlands verletzend verworfen wurde und eine Erbitterung hervorrief, die sich auch dann nicht legte als elf Tage später dennoch die Annahme erfolgte, weil ohne Betheiligung Preußens Fortführung des Krieges unmöglich war. Ein Zusammenhang zwischen dieser Stimmung und der in der berliner Versammlung lauter und lauter werdenden Opposition gegen das Heer ist unverkennbar. Schon im ersten Drittel des August hatte diese Opposition eine sogenannte Säuberung des Heeres von reactionären Offizieren, denen das Ausscheiden aus dem Dienst zur „Ehrenpflicht“ gemacht wurde, zur Annahme gebracht und am 7. September mit großer Mehrheit durchgesetzt, worauf das Ministerium seine Entlassung nahm, da es einsah daß es die Führung der Volksvertretung aus der Hand verloren hatte, diese aber den constitutionellen Boden verließ und Verwaltungsmassregeln ergreifen zu können glaubte.

Der Nationalversammlung gegenüber ohnmächtig, war das Ministerium auch unvermögend gewesen den täglich vorkommenden Pöbel excessen die Spitze zu bieten, Excesse von denen sich in erster Reihe die nicht mit der Demokratie liebäugelnden Abgeordneten bedroht sahen. Man war, ungeachtet der Bildung der neuen Polizeimannschaft, in eine Art Marasmus verfallen, der es allen ruhigen Beobachtern klar machte daß es so nicht weiter gehen konnte. Man erwartete, der König werde endlich einschreiten, denn mehr und mehr hatte die Ansicht Raum gewonnen, daß er dem schmachvollen Treiben ein Ende machen könne, wenn er wolle. Der König war aber der Meinung, auf alle Weise eine Verständigung mit der Versammlung anzustreben und das Zustandekommen einer Verfassung, mit welcher man regieren könne, eine Arbeit

womit man bisher nicht vorwärts gekommen war, zu versuchen. Der Versuch mißglückte. Ein an den Grafen von Beckerath, Mitglied des Vereinigten Landtags und zur Zeit der frankfurter Versammlung, gestellter Antrag einer neuen Cabinetsbildung blieb ohne Erfolg. Beckerath, dessen politische Ansichten im wesentlichen mit denen Camphausers zu stimmen schienen, hatte dem Könige durch seine gemäßigte und vermittelnde Haltung Vertrauen eingeflößt, vermochte sich aber bei eingehender Besprechung nicht mit ihm zu verständigen, indem er Principien geltend machte auf welche die Krone, ohne Selbstmord zu begehen, sich nicht einlassen konnte, Principien die auf das Ideal einer französischen, damals längst bankrottten Partei, die Monarchie entourée d'institutions républicaines hinausliefen. Die Würfel mußten anders fallen.

Die Ereignisse welche sich in das letzte Drittel des September zusammendrängten, sind nur zu bekannt. In Frankfurt die Erhebung der anarchischen Partei, der Angriff auf den Sitz der Nationalversammlung, der Sieg der aus Mainz gerufenen österreichischen und preussischen Truppen im Barricadenkampf, der Mord des Generals von Auerswald und des Fürsten Sichnowski; der Struvsche Putsch in Baden, die Insurrection in Ungarn mit dem Mord des Grafen Lamberg. Schon am 14. September war General von Wrangel mit dem Generalcommando über die in der Mark Brandenburg gesammelten, durch die aus den Herzogthümern zurückberufenen verstärkten Truppen ernannt worden. Am 22. trat das neue Ministerium unter dem Vorsitz des Generals von Pfuel in der Constituante mit seinem Programm auf, welches Verfolgen des verfassungsmäßigen Weges aber Be-

kämpfung der Anarchie und Rechtlosigkeit und Schutz der Rechte der Krone verkündete, welcher allein die ausübende Gewalt zusteh. Ernst von Pöfel hatte sich in den Befreiungskriegen den Ruf eines muthigen, thatkräftigen, geistesfrischen Offiziers erworben — in meinen frühen Jugendjahren erklang im Rheinlande sein Name von tausend Zungen, in den Worten welche August Bercht, in dem schönen Gedichte: „Der Marschall auf des Kaisers Grab“, Blücher an den Geist Carls des Großen richten läßt, der ihn über seine Person wie über seine Mitkämpfer befragt. In späteren Jahren als Commandirender in Westfalen hatte er den guten Ruf bewahrt, und wenn er als Gouverneur von Berlin in den Märztagen eben nicht viel Energie an den Tag gelegt, hatte er bald darauf den Aufstand in Posen gewandt unterdrückt. Ich gestehe jedoch daß ich von diesem Manne, der sich überlebt hatte und, man verüble mir den Ausdruck nicht, ein liberalisirender Hableur geworden war, nichts erwartete. Ich wußte wie er, als der königliche Antrag an ihn gelangte, einer vertrauten Freundin gegenüber geklagt hatte, er fühle sich alt und schwach (er zählte achtundsechzig Jahre, was eben kein methusalemisches Alter ist) und für eine solche Aufgabe ungeeignet. Aber schließlich nahm er doch an — vielleicht ist's ein Fehler gewesen in ihn zu dringen, da man auch in des Königs Nähe um seine Dispositionen wie um manche seiner Connexionen wissen mußte, die eben kein besonderes Vertrauen, namentlich in einem solchen Moment, einzulösen geeignet waren. Wie er die Aufgabe seiner Verwaltung ermaß, beweist der Umstand daß er sich Herrn Barnhagen von Ense zum auswärtigen Minister auserkor, woraus denn doch nichts wurde. In dem neuen Ministerium saßen tüchtige

und geschäftserfahrene Männer, aber die Ohnmacht des Chefs, der gleich zu Anfang persönliche Würde und Stellung in einem Maße vergaß, wie es Schmach auf seine weißen Haare gebracht hat, führte sie auf die schiefe Ebne. Ich war am 25. September in Sanssouci Zeuge der infolge der Nachrichten über die klägliche Schwäche und Nachgiebigkeit des Ministeriums, namentlich am Abende sehr gesteigerten halbgereizten, halbniebdergeschlagenen Stimmung des Königs, der keine Ruhe finden konnte und von der Terrasse nach dem Billardzimmer des Cavalierhauses und wieder zurück hin und her ging.

Unter solchen Umständen darf ich wol sagen, daß es mir sehr erfreulich war, durch einen Wechsel in meiner Bestimmung diesem höchst unbehaglichen berliner Leben entrückt zu werden. Im letzten Drittel des September wurde ich zum Legationsrath bei der römischen Gesandtschaft bestimmt, und sollte schon vor dem zur Zeit in Berlin weilenden Gesandten auf meinen neuen Posten mich begeben, da der interimistische Geschäftsträger nach Lissabon versetzt worden war und bald dahin abzugehen vorhatte. Der Ministerresidentenposten bei den Höfen von Toscana, Modena und Parma, welchen Graf Schaffgotsch bis dahin bekleidet hatte, war inmitten der vielen seit dem März vorgekommenen Veränderungen aufgehoben und dem Gesandten beim h. Stuhl die Vertretung übertragen worden, welche somit ganz Mittelitalien vereinigte. Während der zwei schlimmen Monate die ich in der Hauptstadt verbrachte, war ich häufig so in Sanssouci wie auf Babelsberg und in Glienick gewesen und hatte somit Gelegenheit zu manchen Wahrnehmungen gehabt. Auf des Königs wechselnde Stimmung habe ich schon hingewiesen; auf sein reizbares Temperament machten die Tagesereignisse

oft größern Eindruck als eigentlich gerechtfertigt war, da er doch mit sich über die Endentscheidung schon klar sein mußte. Der Prinz von Preußen und Prinz Carl, welche die Dinge ruhiger nahmen, waren viel mit ihrem königlichen Bruder, während sie auch auf ihren Landsitzen eine Menge Personen empfingen. Eines Diners auf Babelsberg, am 4. September, werde ich mich stets erinnern. Ich fuhr von Berlin mit andern Eingeladenen hin, unter ihnen Herr von Manteuffel der nachmalige Ministerpräsident mit Frau, sowie Frau von Auerwald, deren Gemal durch die Sitzung der Versammlung am Erscheinen verhindert war. Es war die stürmische Debatte, in welcher der Antrag auf Verpflichtung des Ministeriums zur Ausführung des Beschlusses in betreff der „reactionären“ Offiziere zwar noch vertagt wurde, aber doch schon den Ausgang erwarten ließ, wie er drei Tage später stattfand. Nach der Tafel recitirte ich dem Prinzen das Grillparzer'sche Gedicht an Radetzky, das in diesen Zeiten in Aller Munde war und mit seinem: „In deinem Lager ist Oesterreich“ auch an heimatische Zustände mahnen konnte. Am 28. September war Abends die ganze königliche Familie in Sanssouci versammelt. Es war eine beklommene Stimmung, aber das Bewußtsein der Nothwendigkeit des Eingreifens sowie der Möglichkeit desselben drang durch den trüben Schleier. Die frankfurter Ereignisse hatten überall den peinlichsten Eindruck hervorgebracht und gezeigt, an welchem Abgrund man stand. Der General von Auerwald, der älteste der Brüder, war ein kenntnißreicher und freisinniger Offizier, der sich immer durch Mäßigung bemerklich gemacht hatte. Felix Sichnowski stand unserm Hofe nicht eigentlich näher, obgleich er, wovon schon die Rede

gewesen, viel in Berlin verkehrt hatte. Seine stürmische Vergangenheit, seine damaligen Verhältnisse hatten etwas an sich, was dem Könige nicht angenehm war. Aber seine geistige Begabung, sein frischer Muth, sein Festhalten an dem monarchischen Princip hatten doch vielseitiges Interesse geweckt, und man sah in ihm einen Mann, der eine Zukunft hatte. In der verhängnißvollen Märznacht, als so Manche sich unbefugt zu schaffen machten, war er im Schlosse ein- und ausgegangen, und ich weiß nicht ob dem Könige, jedenfalls aber der Königin ist seine Gegenwart unbehaglich gewesen. Sein gräßliches Ende, wie er von den Unmenschen buchstäblich zusammengehackt wurde, versetzte Alles in Schrecken. Die täglich sich steigern den Pöbelkrawalle in Berlin mahnten an die Nothwendigkeit der rettenden That.

Das Leben in Sanssouci hatte währenddessen allmählich wieder mehr von seiner frühern Gestalt angenommen. Eine Menge Leute kamen und gingen, hohe Offiziere und Staatsmänner, Baron Manteuffel, Graf Boß Buch, Herr von Kleist der von vornherein um die Erbärmlichkeit Pfuels sehr wohl wußte, u. A. Andere wurden wieder zur Tafel geladen; Humboldt kam zu Zeiten, Ranke, Olfers, Ritter, Kaulbach, Weges u. A. waren Gäste. Kurz, der Hof gewann wieder das alte Aussehen, wenn nicht die alte Stimmung. Die Diplomatie, fast vollständig in Berlin versammelt, sah dem Antwesen, nachdem die anfänglichen Excesse vorübergebraust waren, ungeachtet der Unordnung in der Nationalversammlung und auf der Straße, mit größerer Gemüthsruhe zu, da die Voraussicht des nahenden Eingreifens überall durchdrang. Manche unserer Diplomaten waren antwesend und sehnten sich auf ihre Posten zurück,

außer Herrn von Ugedom Graf G. Redern, Baron Brockhausen, Graf Robert von der Goltz, Herr von Wagner u. A. Wenn keine Feste gegeben wurden, für welche es übrigens auch nicht die Jahreszeit war, so wurde doch in einer Menge diplomatischer Häuser empfangen, bei Lord Westmorland, Baron Meyendorff, den Grafen Trauttmansdorff, Lerchenfeld, Rnyphausen, Hessenstein, Hrn. Rothomb, Mr. Howard u. m. A. Man ging in die Oper und bewunderte Mlle. Taglioni. Kurz, die oft gemachte Beobachtung, daß eine Zeit recht gründlich schlecht und von materiellen Calamitäten begleitet sein muß, um auf das gewohnte Tagesleben hemmenden Einfluß zu üben, bewahrheitete sich auch hier. Aber diese Zeit der Desorganisation und des Schwindens mancher Illusionen ist auch für Viele die Zeit der Erkenntniß gewesen, während sie hinwider auf ängstliche Gemüther verftörend gewirkt, dem vernichtenden Zweifel am Heil den Sieg verschafft hat.

Am Abende des 29. September verabschiedete ich mich bei den Majestäten. Am Abende des 5. October verließ ich Berlin. Bei meiner Abreise erzeigte man dem eben berathenen Bürgerwehrgesetz die Ehre eines Gekrönten, um ihm sodann auf dem Gendarmenmarkt, dem Schauplatz so vieler Heldenthaten, ein Autodafé zu bereiten. In der Morgenfrühe des 7. erhielten die Eisenbahnreisenden die Kunde von dem Aufstande in Wien. Unterwegs verloren wir nun viele Zeit, da immer neue Nachrichten von Hemmnissen auf der Bahn eintrafen. In Florisdorf fanden wir endlich den Schienenweg unterbrochen, die Planken der Donaubrücke aufgerissen. An den Schranken der Brüstung gelangten die Reisenden mühsam aufs andere Ufer und so ging's zu Fuß

nach der Leopoldstadt, wo ich im „Goldenen Lamm“ einkehrte. Die Stadthore waren verrammelt, auf dem Rothenthurmthor lag eine Last großer Pflastersteine aufgehäuft. In den Straßen waren zahlreiche Barricaden errichtet, deren ich fünf bis zur Kärnthnerthorstraße zu passiren hatte, wo die preußische Gesandtschaft Wohnung und Bureau hatte. Noch brannte das Arsenal, wo tagszuvor der Kriegsminister Graf Baillet Latour ermordet worden war. Graf Bernstorff, der Gesandte, war in Hiezing, so daß ich mit meinen Depeschen zum Kärnthnerthor hinausspazierte, wo ich einen Fiaker nahm, um hinzufahren. Als ich durch Schönbrunn kam, fuhren eben die letzten Hofwagen weg, die dem schon geflüchteten Kaiser folgten. Bei Graf Bernstorff fand ich alles gepackt und zur Abreise bereit, die denn auch nicht lange darauf erfolgte. Am folgenden Tage sah ich nur den schwedischen Gesandten Baron Hochschild, mit dessen Familie ich im vorausgegangenen Herbst und Winter in Italien freundschaftliche Beziehungen angeknüpft hatte. Tausende flüchteten aus der revolutionirten Stadt, in welcher der Aufenthalt nicht mehr geheuer war, während bewaffnetes Volk die Straßen füllte. Der Zubrang zu der Südbahn war so stark, daß die Betriebsmittel nicht mehr reichten. Ich war froh, am Abende des 8. meine Weiterreise antreten zu können; von der Leopoldstadt aus war nur die Communication auf dem Glacis offen. Aus Steiermark zogen Schützen in Massen der Hauptstadt zu. In Krain waren Truppen auf dem Marsch. In Prewald, zwei Posten von Triest, schlug ich die Straße nach Görz ein, da die noch lange fortwährende Belagerung von Venedig die directe Communication unterbrach. Ich ging über den Ssonzo und auf

malerischem Wege über Udine durch Friaul und die Mark Treviso nach Verona. In Treviso, das sehr verödet aussah, traf ich den Feldmarschall-Lieutenant Baron Stürmer, Bruder des vormaligen Internuntius, dem ich die ersten zuverlässigen Nachrichten aus Wien brachte. Ueberall, nachdem ich den Tagliamento überschritten, zeigten sich die Spuren des erbitterten Kampfes, der mit dem Rückzug der Piemontesen geendigt hatte. Die Brückenköpfe des Tagliamento und der Piave waren zerstört, zahlreiche Landhäuser und Bauernwohnungen an der Straße ausgebrannt. Der Borgo Sta Lucia bei Vicenza lag fast vollständig in Trümmern. Die österreichischen Offiziere, von denen ich auf meiner mehrfach unterbrochenen Fahrt manche sah, sprachen alle mit Achtung von den Piemontesen, aufs ungünstigste von den Päpstlichen, mit Ausnahme der Schweizer, die man vor Vicenza buchstäblich zum Kanonensfutter gemacht hatte.

In Verona besuchte ich meinen alten Freund Orti, auf den die Ereignisse des stürmischen Jahres starken Eindruck gemacht hatten, und der für weniger retrograd gelten wollte, als es bisher den Anschein gehabt hatte, vielleicht weil die öffentliche Meinung ungeachtet der piemontesischen Niederlage den Oesterreichern noch feindlicher war als früher. Am 14. October traf ich in Florenz ein. Schon in Verona hatten mich die ungünstigsten Nachrichten aus Toscana erwartet. Die gemäßigt liberale Partei hatte das Feld nicht behaupten können. Das erste Ministerium, das des Marchese Ridolfi, hatte vor einer übelberathenen und im Grunde schwächlichen Opposition mattherzig sogleich Chamade geschlagen; das zweite, unter der Präsidentschaft des Marchese Gino Capponi war, dem Mangel an aller materiellen Unter-

stüfung gegenüber, der resoluten Insurrection von Livorno zum Opfer gefallen. Gerade in jenen Tagen übernahmen zwei Revolutionäre verschiedenster Gattung, aber beide im Zerstoren einig, die Verwaltung. Der livorneser Advocat Guerrazzi, ein Mann von Talent und Energie, in revolutionärem Treiben aufgewachsen, despotischer Natur und auf eigene Erhöhung nicht zum mindesten bedacht. Der pisaner Professor Montanelli, ein unklarer Visionär, um so gefährlicher, weil er in dieser Unklarheit bereit war, alles umzuwälzen, ohne einen festen Plan der Reconstruction im Kopfe zu haben. Charakteristisch für den Mann ist das Wort, welches er bei seinem Eintritt in den Palazzo Vecchio, den Sitz der Ministerien, zu seinem Vorgänger Capponi sprach: Auch hier werde ich conspiriren. Noch an demselben Tage sah ich den Großherzog. Er war rathlos, wie man denn überhaupt im Vaterlande Lorenzo's de' Medici, Machiavell's und Guicciardini's politisch und, was schlimmer, moralisch bankerott war. Unter solchen Umständen hätte man es nicht für möglich gehalten, daß der Großherzog, für welchen Guerrazzi ein wahrer Popanz, eine Incarnation der Revolution gewesen war, auf das von diesem Meister der Dialektik ihm vorgetragene Regierungsprogramm sich beruhigte, ja sich einbildete, er könne den Mann leiten, bis er sich plötzlich in den Strudel der Umwälzung verwickelt fand, dem er sich in der ersten Stunde mit genauer Noth entzog, indem er sein Land verließ.

Selbstverständlich ist es hier nicht der Ort, diese Zustände zu schildern. Ich erstattete dem Könige über alles ausführlichen Bericht. Unterdessen gingen die Ereignisse rasch vorwärts. Herr von Miedom hatte inbetracht der in Berlin

herrschenden Spannung seine Abreise verschoben, sein einstweiliger Vertreter noch keine Instruction erhalten, Rom zu verlassen. So blieb ich einstweilen in Florenz, neuer Befehle harrend. Die Entscheidung war in Berlin gefallen. Am 8. November verkündigte ein Cabinetsbefehl die Ernennung des Generals Grafen von Brandenburg zum Ministerpräsidenten, während eine zweite Ordre die Vertagung der Sitzungen der Nationalversammlung und ihre Verlegung nach der Stadt Brandenburg verordnete. Am 9. besetzte General Wrangel die Hauptstadt. Am 12. wurde die Bürgerwehr aufgelöst, Berlin in Belagerungszustand erklärt. Man weiß, welchen weiteren Verlauf die Dinge nahmen, und wie die von der Bürgerschaft ersehnte Ordnung nach der Sprengung des den Gehorsam verweigernden Theiles der Versammlung ohne Mühe hergestellt wurde. Anderwärts ging's weit schlimmer zu. Am Morgen des 15. wurde der päpstliche Minister Graf Rossi am Thore des Palastes der Cancellaria, des Sitzes des römischen Parlaments, durch einen Dolchstoß ermordet. Am Abende des 26. verließ der Papst heimlich den gefährdeten und für ihn zum Gefängniß gewordenen Quirinal und gelangte am folgenden Tage nach Gaëta. Ich erinnere mich noch des Nordlichts welches, in Italien eine ungewohnte Erscheinung, gleichsam als Folge und als Vorbedeutung tragischer Ereignisse, am Abende des 17. November den Himmel blutroth färbte. Der December war noch nicht zur Mitte gelangt, als Friedrich Wilhelm IV. in der Ueberzeugung, daß die damalige Versammlung zum Zustandekommen einer für das Land möglichen Verfassung unfähig sei, diese auflöste und den Verfassungsentwurf ver-

öffentliche, der nun den nach neuen Normen zusammengerufenen Kammern vorgelegt werden sollte.

Die Abreise des Papstes nach Gaëta, wohin Baron Caniz ihm sogleich gefolgt war, machte die Anwesenheit eines preußischen Gesandten nothwendig. Am Morgen des 3. Januar 1849 traf Herr von Ujedom in Florenz ein. Die strengste, ganz ungewohnte Kälte herrschte; der Arno war zugefroren. Am 10. früh verließ ich mit dem Gesandten die Stadt, um in Livorno an Bord des Dampfers „Bille de Marseille“ zu gehen. Glücklicherweise hatte die Kälte nachgelassen, es war noch kühl, aber sonnig. Am 11. früh waren wir in Civitavecchia, von wo Herr von Ujedom nach Neapel weiter ging, ich den Weg nach Rom einschlug, wo ich nach dessen Bestimmung einstweilen bleiben sollte, um die Entwicklung der Dinge zu beobachten, welche mit aller Macht zur Republik drängten. In der That weckten mich in der Nacht vom 8. auf den 9. Februar die Capitolsglocken, bald von hundertstimmigem Glockengeläute gefolgt, und die Jubelrufe auf dem Platze vor dem Senators- und Conservatorenpalast, welche diese Republik verkündeten, die so viel Elend über Rom zu verhängen bestimmt war.

Während dieser Zeit hörte ich nicht auf, dem Könige zu berichten, welche Berichte ich zugleich nach Gaëta sandte. Aber der König war mit meinen Verweilen in Rom durchaus nicht einverstanden, und drückte dies auf bestimmteste Weise in zwei bald nach einander folgenden Schreiben aus, welche für mich persönlich sehr wohlwollend, meine Anwesenheit in dem „sündigen Rom“ entschieden mißbilligten. „Durch ein Mißverständniß“, heißt es in dem zweiten dieser Schreiben vom 6. Februar, welches, durch einen Courier nach Neapel

befördert, mir in Folge einer für mich in ihrer Ursache nie aufgehellten Verspätung nach beinahe sechs Wochen zugeht, „da ich Ungehorsam nicht annehmen kann, sind Sie noch immer in Rom. Ich habe denen, die schuld daran sind, bereits meinen Befehl zukommen lassen, diesen Fehler gutzumachen, denn es ist ein Fehler, daß ein Mitglied einer preussischen Mission unter Verhältnissen wie die gegenwärtigen in der entheiligten Stadt verweile. Sie haben sich also angesichts dieses, falls es noch nicht geschehen, nach Gaëta zu begeben, wo ein Auftrag delicater Natur (une commission de confiance) Ihrer harret. Ich erwarte aus Gaëta recht interessante Briefe von Ihnen. Ich habe jedesmal eine große Freude, wenn ein Brief von Ihnen ankommt. Möge es Ihnen, bester R., recht wohl gehen in dem herrlichen Lande, welches aber jetzt noch wirrer dasteht, oder fällt, als Deutschland — und das ist sehr viel gesagt. Gott besser's! Vale. Humboldt hat immer ganz besondere ästhetische Freude an Ihren Briefen, die ich ihm regelmäßig mittheile. Berlin hat gestern wie ein Rabenstein gewählt, nämlich lauter ausgeprägte Galgenvögel, das Land umher aber gut, zum Theil vortrefflich.“

Ueber das, was dem Könige Anlaß zur Unzufriedenheit gab, habe ich weiter nichts zu bemerken, als daß ich selbstverständlich den Anordnungen meines Chefs gefolgt, dieser dafür verantwortlich war. Uebrigens ist mein Aufenthalt in Rom, mochte auch der Monarch principiell im Rechte sein, von gar keinen Uebelständen oder Unverträglichkeiten begleitet gewesen. Seit fünf Jahren hatte ich die Stadt verlassen, war den augenblicklichen Machthabern unbekannt, begreiflicherweise ohne irgendwelche auch nur officiöse Beziehungen. Während

dieser drittehalb Monate habe ich Gelegenheit gehabt, eine Menge Dinge zu beobachten und Erfahrungen zu sammeln, welche, täusche ich mich nicht völlig, nicht mir allein von Nutzen gewesen sind, während ich mehr als einem Landsmann eine gewisse Beruhigung gewährt habe. Ein einziges Mal bin ich mit einem Mitglied des Mazzini'schen Triumvirats in vorübergehende Berührung gekommen, aus Anlaß der durch mich verhinderten gewaltfamen Ausweisung des Secretärs des Archäologischen Instituts und zu eifrigen Zeitungscorrespondenten Dr. Emil Braun, welchen die Gendarmen in dem hinter dem Pal. Caffarelli gelegenen Locale des Instituts und preußischen Spitals buchstäblich bei den Haaren hatten. Ich muß dem Collegen Mazzini's, der sich später zu mir bemühte — es war ein nun längst Verstorbener, Mattia Montecchi —, das Zeugniß ertheilen, daß sein Benehmen das allerrücksichtsvollste war.

Am Tage des Frühlingsanfangs schied ich von Rom, und begab mich in angenehmer Gesellschaft, darunter der berühmte englische Bildhauer John Gibson, nach Civitavecchia, wo ich mich am 22. an Bord des französischen Kriegsdampfers *Tancred* mit mehren zu dem in Gaëta verweilenden Großherzoge von Toscana gehenden florentiner Bekannten nach Neapel einschiffte. Es war ein prächtiger Tag, und die dunkle Masse des Monte Circello ragte gegen Abend mächtig in die See hinein, nachdem wir den schönen belebten Strand von Antium und Nettuno hinter uns gelassen hatten. Am folgenden Morgen war ich gegen acht im Hotel Victoria. Manche Mitglieder des beim Papste accreditirten diplomatischen Corps waren in Neapel etablirt. Herr von Ugedom kam und ging, war aber augenblicklich in Mola di Gaëta.

Gegen Abend am 24. langte ich dort an. Es war sehr schwer, ein auch nur erträgliches Unterkommen zu finden. In der Villa Caposele, wo neben Herrn von Usedom der französische Botschafter Herzog von Harcourt wohnte, war es enge genug, aber man mußte sich eben bequemen. Am folgenden Morgen saß ich am Meeresstrande, von Orangen- und Citronengebüsch umgeben, die Wellen spielend und rauschend, die Sonne glänzend mit Fernsicht über Küste und See und weicher lauer Luft.

Am folgenden Tage, einem Sonntag, fuhr ich mit Herrn von Usedom nach Gaëta. Um den Golf herum führt die Straße; überall antike Reste, überall Bauten, eine lange Vorstadt, ehe das einzige Thor in die enge winkelige Stadt einläßt, wo nur der Eingang zum Dome und der Glockenthurm von architektonischer Bedeutung sind. Wir stiegen zum sogenannten Orlandothurme hinauf, dem Denkmal des Munatius Plancus der Augusteischen Zeit, eine Rotunde wie das Grab der Cäcilia Metella, im Aeußern wie im Innern schön erhalten und von trefflicher felsenfester Construction. Weithin schweift der Blick von dieser Höhe über Land und Meer. Das mittelalterliche Castell Gaëta's ist höchst pittoresk: weithin dehnen sich die modernen Befestigungen aus. Sozusagen die ersten Personen denen ich begegnete, waren Großherzog Leopold und seine Familie, seit dem Februar über Siena und die Küste des Monte Argentaro nach Mola gelangt, wo sie nach all der beängstigenden Aufregung der vorausgegangenen Zeit in dem Gasthof der Villa Cicerone ein verhältnißmäßig sehr ruhiges Unterkommen gefunden hatten. Ich will nicht von all den Bekannten reden, die ich hier traf, von Graf und Gräfin Spaur, des Papstes Gefährten auf seiner Flucht,

und vielen Andern. Nur des Fürsten Clodwig Hohenlohe-Schillingsfürst will ich erwähnen, der eine Fahrt nach dem Orient gemacht hatte, und nun mit seiner Gemalin, in Begleitung des Legationsrathes Adolf Friedrich von Schack, meines Bekannten aus den berliner Tagen und nachmaligen vielgenannten Dichters und Litterärhistorikers, als Vertreter des Erzherzog-Reichsverwesers bei dem heiligen Stuhl erschienen war. Sein Bruder, der nachmalige Cardinal und damalige Monsignore war gleichfalls in Mola und hatte einen Theil des Winters in dem bei Gaëta gelegenen Kloster der strengen spanischen Franciscaner-Regel, der Mcantariner zugebracht, wo die bauliche Einrichtung, ohne allen Schutz vor der Kälte, den Einfluß der feuchtkalten Luft dieser von keinem Sonnenstral berührten Localität noch empfindlicher machen mußte.

Wenn man in Betracht zieht, was alles bloß in Italien in die Zeit, von welcher hier die Rede ist, sich hineindrängte, Ereignisse, mit denen die römische oder wenn man will die päpstliche Frage nothwendig im engen Zusammenhange stand, so begreift man, daß auf diesem beschränkten Punkte eines Felsenvorsprungs am Mittelmeerstrande die Stimmung keine gleichmäßige und ebensowenig eine ruhige war. Die Filangieri'sche Expedition nach Sicilien, ungeachtet des hemmenden und schwerlich berechtigten Einschreitens von England und Frankreich am Ende vollkommen siegreich, war noch weit von ihrem Ziele, welches sie ohne diese Hemmnisse längst erreicht haben würde. Am 23. März wurde die Schlacht von Novara geschlagen, in Folge deren König Carl Albert dem Thron entsagte, während die sinnlose Weigerung der piemontesischen Kammern, den mit Oesterreich geschlossenen nothwendigen Waffenstillstand anzuerkennen, den Anfang der Regie-

rung des jungen Königs zu einem zwiefach stürmischen machte. Bald darauf traf aus Toscana, wo der Revolutionschwandel seinen Höhepunkt erreicht hatte, die erste tröstliche Nachricht ein. Es war die von dem florentiner Straßenkampf, wobei die gesund gebliebene Masse des Volkes sich des livorneser bewaffneten Gefindels entledigt hatte, des dem Dictator Guerrazzi zum Schutz angehängten Schweifes, dessen er sich gleich dem Zauberlehrling nicht zu entäußern vermochte, als er ihm gefährlich geworden war. Alles das hatte in wenigen Wochen stattgefunden, während in Gaëta die Intervention durch die vier katholischen Mächte Oesterreich, Frankreich, Spanien und Neapel beschlossen worden war, welche der Papst zur Wahrung seiner Rechte und zur Niederwerfung der durch den Zuzug revolutionärer Kräfte aus ganz Italien in Rom gesteigerten und verstärkten Empörung angerufen hatte.

Es war eine Zeit der eigentümlichsten Contraste. Die Charwoche des Jahres 1849 wird in dieser Beziehung für Alle, die mit diesen Ereignisse in Berührung gekommen sind, eine denkwürdige bleiben. Am Gründonnerstage, es war der 5. April, fuhr ich um sieben Uhr Morgens mit Fürst und Fürstin und Monsignore Prinz Hohenlohe von Mola nach Gaëta. Pius IX. las im Dom eine stille Messe und theilte dann den Cardinälen nebst verschiedenen Prälaten und den Mitgliedern des diplomatischen Corps, auch den Damen, die heilige Communion aus, worauf Fußwaschung und Speisung stattfanden. Nach kurzer Mittagsrast in dem von Graf Spaur bewohnten Hause de Bio, heute noch Eigenthum der Familie des aus der deutschen Reformationszeit allbekanntem Cardinals Cajetanus, begaben wir uns zum Besuch der sieben

Kirchen. Es war eine eigenthümliche schöne und wirkungsvolle Scene. Der Papst, die Cardinäle, die sonstige höhere Geistlichkeit, König Ferdinand von Neapel mit den Prinzen seines Hauses, die zahlreiche Diplomatie, Seeoffiziere und Militäre zogen durch die Stadt, während das Volk in andächtiger Stimmung den Pfad säumte. Der Herzog von Harcourt, der spanische und der belgische Botschafter, Martinez de la Rosa und Fürst von Signe, der portugiesische Gesandte de Rigueis, der neapolitanische Graf Rudolf, Graf Spaur, Fürst Hohenlohe, überdies all die *dii minorum gentium* nebst vielen ihrer Damen waren im Zuge. Es war ein schöner sonniger Tag, und nie hat Gaëta während seiner langen und nicht ereignißleeren Geschichte Aehnliches gesehen. Und nun als Gegenstück dazu denke man sich die Feier des Osterfestes in Rom durch Mazzini und seine Genossen, die bengalische Illumination der Peterskuppel unter dem Wehen der italienischen Tricolore, und das „*Domine salvam fac rempublicam*“.

In Gaëta und Mola gab es Bewegung genug, nöthige und unnöthige. Mir ist vielleicht nie so viel Hin- und Herreden und Hin- und Herrennen von Berufenen und Unberufenen vorgekommen. Projecte und Pläne aller Art tauchten auf und gingen ebenso rasch unter; selbst als man in Bezug auf die Hauptsache, die bewaffnete Intervention, schon einig war. Nur ein Einziger, soviel ich weiß, ist ruhig und gleichmüthig geblieben: Pius IX. Das „*modicae fidei quare dubitasti?*“ ist auf ihn nicht anzuwenden gewesen. Er hat nie am Siege der guten Sache gezweifelt. Es sind ihm Menschen und Dinge vorgekommen, die einen leisen Spott bei ihm hervorrufen konnten, und er hat sich wol mit jener Leichtig-

keit der Erzählung und Schilderung, die ihm in hohem Grade eigen war und nie der Anmuth entbehrte, über das ausgelassen, was um ihn herum vorging. Bei den nicht seltenen Begegnungen, in welche ich in jenen Zeiten während zweier Jahre mit dem Papste kam, bin ich mehr als einmal persönlicher Zeuge davon gewesen. Aber er blieb immer ruhig.

Das diplomatische Corps war nicht ohne Seltsamkeiten. Auch unter andern Umständen, als die grenzenlos verwickelten des französischen Wollens und Nichtwollens, und der damals schon verhängnißvollen Retenzen und Duplicität des Prinzen Louis Napoleon waren, hätte der Herzog von Harcourt sich in offener Gefahr befunden, in rechte Confusion zu gerathen. Auf der hogenlangen Liste von Diplomaten, denen die Februar-Revolution mit Einem Schläge den Hals umdrehte, war der Botschafter in Rom Graf Rossi obenan gestanden. Einen frappantern Contrast, als den zwischen ihm und seinem nunmehrigen Nachfolger konnte man sich nicht denken. Der Herzog, ein ällicher kleiner Mann, nicht ohne Excentricitäten und vorgefaßte Meinungen, obgleich ohne Zweifel ein loyaler Charakter, einst mit der Juli-Monarchie schmollend, wußte von römischen und päpstlichen Dingen nicht das Alpha. König Carl Albert hatte einen ausgewanderten Lombarden nach Gaëta gesandt, den Grafen Enrico Martini von Crema, einen Mann von lebendigem Geiste, der jedoch den Abenteurer nicht verleugnen konnte, während man ihn nicht für voll ansah. Ein ungeeigneterer Repräsentant Sardinien's hätte nicht gedacht werden können, als der unglückliche König noch den Anspruch erhob, an der Intervention im Kirchenstaat theilzunehmen, woran in Gaëta selbstverständlich niemand dachte. Auf politische

Belleitäten andrer Art in dieser Beziehung ist bereits hingedeutet worden.

Endlich begann die Action. Am 25. April erschien die französische Escadre vor Civitavecchia, welches an demselben Tage besetzt wurde. Die französischen Proclamationen waren nicht dazu angethan, eine baldige Klarstellung zu versprechen; der in seiner Art vielleicht beispiellose Vormarsch der Franzosen gegen Rom und dessen Zurückweisung an den vaticanischen Wästen am 30. April schob die Entscheidung auf Monate hinaus.

Es liegt mir ferne, bei den nun sich abspielenden Ereignissen zu verweilen, und ich beschränke mich auf dasjenige, wobei die königliche Gesandtschaft ins Spiel gekommen ist. Von dem Moment an, wo die Franzosen in Civitavecchia erwartet wurden, gerieth König Ferdinand in fieberhafte Aufregung. Truppen nach Truppen zogen durch Mola; Revuen wurden auf dem sandigen Plan vor Gaëta gehalten. Am 28. ging der König nach Terracina ab. Er dachte wol von Osten her in Rom einzuziehen, während die Franzosen von Westen kommen würden. Daß die Rechnung ohne den Wirth gemacht war, zeigten die blutigen Köpfe der Dubinotschen Avantgarde. Der König blieb in Albano stehen, Dubinot ging nach Palo zurück. Der Herzog von Harcourt beabsichtigte, ihm dort einen Besuch zu machen, und lud Herrn von Ugedom, der unterdeß in Neapel geheiratet hatte, zu der Fahrt ein. Am Nachmittage des 5. Mai befand ich mich mit dem „jungen Ehepaar“ an Bord der Dampfregatte Narval, welche die riesige, mit dem Strande nur durch einen schmalen Streifen Landes zusammenhängende Felsenmasse Gaëta's umschiffte und in der Morgenfrühe des 6. vor

der Uebermündung war, worauf sie nach Mittag im Hafen von Civitavecchia die Anker auswarf. Französische Truppen lagerten vor der Stadt, die italienische Freischaar Melara, die sich hatte überraschen lassen, war kriegsgefangen, aber die Leute spazierten frei umher. Die italienische Tricolore flatterte auf den Thürmen. Am folgenden Morgen fuhren der Botschafter und Herr von Usedom auf dem Karval nach Palo, während ich den Landweg mit Frau von Usedom einschlug. Wir waren längst da, als die Fregatte bei ziemlich hochgehender See vergebens vor dem kleinen hafenlosen Orte ein Boot auszusetzen versuchte, um die beiden Herren ans Land zu bringen. Als es nicht ging, vertraute sich der Botschafter zwei handfesten Matrosen an, die ihn an den nahen Strand zu bringen sich anheischig machten, aber unterwegs doch das Gleichgewicht verloren und den kleinen Herzog ins Meer fallen ließen. Es war eine komische Scene, die jedoch dem Betroffenen wenig angenehm war und seinen Gefährten von einem ähnlichen Wagniß abschreckte, sodaß, während man den nach dem unfreiwilligen Bade Triefenden und Schnaufenden in eines der Häuser am Strande brachte, wo er trockene aber nicht für ihn gemachte Kleider anzog, der andere schwimmend nachfolgte, wobei ein Matrose seine Kleider auf dem Kopfe trug, ohne sie ins Meer fallen zu lassen. In Palo war die Situation ein Gemisch von Ernst und Komik. General Dubinot hatte sich sein Mißgeschick so zu Herzen genommen, daß er im Hause des Erzpriesters des Dertchens am Fieber krank lag. Die übrigen höhern Offiziere wußten nicht aus noch ein; der Einzige, der einen klaren Blick besaß, war der diplomatische Attaché der Expedition Henri de La Tour d'Auvergne, der nachmalige Ge-

sandte, Botschafter, auswärtige Minister, der hier eine Carriere eröffnete, welche ihn in raschem Laufe zu nicht gewöhnlichen Erfolgen geführt hat. An eine ernste Operation gegen Rom, wo man sich unterdessen barricadirt und gegen einen etwaigen neuen Angriff noch vollständiger geschützt hatte, war unter solchen Umständen natürlich nicht zu denken. Man mußte Verstärkungen und einen Belagerungspark abwarten — wie hatte sich im Nu das Aussehen der ganzen Angelegenheit verändert! Als charakteristische Nebensache erwähne ich noch, daß vor des Generals Wohnung ein Pfahl mit einer phrygischen Mütze aufgerichtet stand, und der Botschafter den Befehl ertheilte ihn zu entfernen! Das Meer hatte sich unterdeß etwas beruhigt. Ein Boot brachte uns (ohne die Dame, die einstweilen nach Civitavecchia zurückkehrte) an Bord des Narval, der um sieben Uhr am folgenden Morgen um die Spitze von Gaëta bog. In demselben Moment brachte ein Offizier eines dort ankernden französischen Fahrzeuges dem Botschafter die Kunde, wegen Cholera am toscanischen Strande sei Quarantäne angefragt worden. Noch war die Pestflagge nicht aufgezogen, und im Nu setzte die Fregatte eine Schaluppe aus, die uns in kürzester Zeit über den Golf nach Mola brachte. König Ferdinand soll die „Verletzung der Quarantänegesetze“ sehr übel genommen haben. Die ganze Cholera Geschichte war aber blinder Lärm, und Quarantäne unter solchen Umständen hätte wahrlich gefehlt, die Lage angenehmer zu machen!

So stand es mit dem Unternehmen gegen Rom auf der Westseite — stand es auf der Ostseite besser? Der preußische Gesandte hatte sich in den Kopf gesetzt, er müsse eine entente cordiale zwischen den Franzosen und den Neapolitanern

vermitteln. Der König war selbstverständlich auch ohne das sich klar gewesen, daß ohne ein Zusammenwirken sein Unternehmen, das einem Impromptu aufs Haar ähnlich sah, zu nichts führen würde, aber sein militärischer Abgesandter an General Dubinot hatte nichts erlangt, denn dieser konnte begreiflicherweise an keine solche Cooperation denken. Unter dessen verlegte am 11. Mai Dubinot nach dem Eintreffen von Verstärkungen sein Hauptquartier nach Castel di Guido, von wo er drei Tage später bis Villa Santucci, nur anderthalb Meilen von der Stadt vorrückte, während er noch weitere Dispositionen traf. Zugleich aber kam Herr Ferdinand de Lesseps, dessen Name durch den Suezcanal bessern Klang gewonnen hat, mit Vorschlägen zu Unterhandlungen in Rom an und gewährte so den Vertheidigern der Stadt Muße zu einem Unternehmen, welches dem König höchst verderblich hätte werden können, wenn er nicht noch in der ersten Stunde gewarnt worden wäre. Sein Hauptquartier war wie gesagt in Albano, wo er von Prinzen und Generalen umgeben, in der vormaligen damals in einen Gasthof verwandelten Villa Corsini wohnte. Beinahe ein halbes Hundert Geschütze war in der langen Hauptstraße des Städtchens echellonnirt, während links gegen Porto d'Anzo, rechts über Marino und La Colonna nach Palestrina kleine Corps ausgesandt waren. Mit letzterm Corps hatten die Römer sich schon herumgeschlagen ohne große Resultate, und die Dinge schienen sich hinzuziehen, als am Morgen des 17. Mai der König plötzlich die Nachricht erhielt, daß am vorhergehenden Abende gegen 11000 Mann von der Besatzung Roms mit zwölf Geschützen unter den improvisirten Generalen Roselli, Garibaldi, Galletti die Stadt verlassen hatten, um an Palestrina vor-

über die Albanerhügel zu umgehen und ihm in den Rücken zu fallen. Der Plan war gut genug erfunden, denn Rom hatte momentan, während der Lesseps'schen Unterhandlungen, von den Franzosen nichts zu befürchten.

Am 15. Mai war Herr von Usedom nach Genzano gefahren, wo er in einem Sforza'schen Landhause mit seiner Frau einige Tage zu verweilen dachte, um in der Nähe des Königs zu sein. In der Frühe des 17. — es war das Himmelfahrtfest — trat Herr Gustav von der Schulenburg, unser Geschäftsträger in Neapel, in Villa Caposele bei mir ein und frug mich, ob ich mit ihm zu einem Besuche in Genzano fahren wolle. Wir hatten eine schöne Fahrt nach Terracina und durch die Sümpfe, wo die Waldung in vollem Glanze war, während die Ortschaften der Volsterberge im Duft des Frühlingstages schimmerten. Vor Abend waren wir in Belletri und dachten die wenigen Meilen bis Genzano bald zurückgelegt zu haben, worin wir uns aber sehr getäuscht fanden. Gleich hinter der Stadt trafen wir mit dem Rückzuge der neapolitanischen Artillerie zusammen, welche auf der zum Theil einem Hohlwege ähnlichen Straße mit größter Anstrengung herankam. Selten habe ich ähnlichen Lärm oder ähnliche Unordnung gesehen. Das Gedränge und das Losschlagen auf die störrischen Maulthiere, mit denen die Geschütze bespannt waren, nahm kein Ende. Begreiflicherweise hatten wir die größte Mühe weiter zu gelangen, indem wir jeden Augenblick seitwärts an der Straße halten mußten, um die uns Entgegenkommenden vorüberzulassen, sodaß wir drei Stunden brauchten, um Genzano zu erreichen, wo wir nur mit Mühe in einem der Sforza'schen Häuser ein Nachtquartier fanden. Am folgenden Morgen galt es

rasch aufzubrechen. Das ganze neapolitanische Corps, über 9000 Mann, war in vollem Rückzuge. Der König hörte Messe in Ariccia, um sich von dort nach Velletri zu begeben. Von dem Gefecht, welches am 19. unter den Mauern dieser Stadt in der gegen die Volksberge sich erstreckenden Niederung stattfand, werde ich ein andermal zu berichten haben. Hier genüge es zu bemerken, daß ungeachtet des durch die Neapolitaner errungenen Vortheils Ferdinand II. an nichts anderes dachte, als die Grenzen seines Staates wieder zu erreichen, sodaß in der Nacht vom 19. auf den 20. die Räumung Velletri's erfolgte und die Römer sich als Sieger proclamiren konnten. Die Mitglieder der preußischen Gesandtschaft, denen es leicht hätte begegnen können, sich mit Sr. Sicilischen Majestät in einer Mausefalle zu befinden, waren schon am Abend des 18. wieder in Mola.

Hier wohnte man einem andern militärischen Intermezzo bei, der Landung des spanischen Hilfscorps unter General de Cordova. Seit hundertfünfzehn Jahren hatten keine Truppen dieser Nation diesen ihnen einst nur zu wohlbekanntem Strand betreten, auf welchem sie nun, am Fuße des Orlandoberges, wie kurz vor ihnen die Neapolitaner, das Lager aufschlugen, während ihre Fahrzeuge kamen und gingen. Nicht mehr das weltberühmte Fußvolk Kaiser Carls V., aber immer noch gute tüchtige Truppen, deren Ausdauer und Fertigkeit im Marschiren General von Willisen bewunderte, welcher in der zweiten Hälfte des Juni nach Mola gekommen war und die Spanier auf ihrem Marsch durch die Volksberge begleitete, deren Säuberung ihre einzige militärische Action gewesen ist. Diese Promenade Willisens war unverfänglicher, als sein Doppelbesuch zu Ende des Winters,

wobei er, unmittelbar vor dem Wiederausbruch des Krieges zwischen Oesterreich und Piemont, eine Zeitlang in Turin verweilte und dann in Radetzky's Lager ging — ein bis zum Unbegreiflichen übelberathener Schritt, indem nun die Geschlagenen Zeter schrieen, und dem gewiß sehr unschuldigen aber nicht weniger unvorsichtigen preußischen General Ver-rath schuldgaben, ja die Niederlage von Novara in die Schuhe schoben. Ein Lärm, der sich in sehr unliebsamer Weise wiederholt hat, als mehr denn ein Decennium später Willisen zum Gesandten in Turin designirt wurde, wo er sich unmöglich gemacht hatte. Er war ein kenntnißreicher Offizier, der aber einst zu der Barnhagenschen Clique gehört hatte und, unruhig und projectereich, Vielen ein Dorn im Auge war. Er hatte sich viel mit dem Waffentwesen und der militärischen Reitkunst beschäftigt, und über zwei damals vielbesprochene französische Systeme mehr als genug gesprochen und geschrieben und projectirt und gehandelt, während man ihn weder für einen guten Reiter noch für einen sichern Schützen hielt, woher das die Sache umkehrende Witzwort der berliner Gesellschaft: Il monte comme Minié et il tire comme Baucher. Ein schlechtes Compliment für den königlichen Oberstallmeister, was Willisen längere Zeit war. Als von seiner Bestimmung nach Turin nicht mehr die Rede sein konnte, wurde er zum Gesandten beim heiligen Stuhl ernannt — allerdings eine seltsame Wahl. Hier wurde er im Sommer 1864 während der Villeggiatur in Genzano durch einen Anfall von bössartigem Malariafieber hinweggerafft.

Aus Gründen die ich hier übergehen kann, hatte ich in Mola meine Briefe an den König eingestellt. Am 23. Mai

erhielt ich von diesem ein Schreiben vom 11. aus Charlottenburg, worin er sich über mein Schweigen befremdet zeigte. „Ich habe Herrn von Uedom“, heißt es unter anderm in diesem Schreiben, das als Bignette eine mit der Feder gezeichnete Skizze von Gaëta mit einem dahinschauenden Kranich auf einem Beine zeigt, „noch beim Abschiede aufgetragen, daß er dafür sorgen solle, daß Sie mir von Gaëta «Klatschbriefe» schreiben. Am Ende hat der fatale potsdamer Ausbruch Ihr aachener Herz verstimmt. Dann mögen die heilsam kosenden Lüfte am Gestade des Tyrhener Meeres Ihnen recht bald Genesung vom «Klatsch» bereiten. Mich hungert und dürstet nach Ihrer Handschrift. Grüßen Sie Uedom freundlichst. Ihm hat die Brandung des Rügenischen Meeres den Taufhymnus gesungen. Das giebt ihm Recht auf Verstimmung beim spielenden Geplätscher im Cajetaner Busen. Ihnen fehlt dies Recht, da Sie mit den heißen Wassern Caroli Magni getauft sind. Ihnen muß die zauberische Welle am Campanischen Strande Einklang und Behagen in die Seele brausen.“

Allerdings gab es in Gaëta „Klatsch“ genug, weit mehr als zu vernehmen dem König hätte lieb sein können. Das „viel' Köche verderben den Brei“ hat sich auch hier glänzend bewährt. Die Zweideutigkeit und das geringe bei ihrem Beginn an den Tag gelegte Geschick, inmitten welcher die französische Expedition begonnen worden war, hat noch lange nachgespielt und in Rom denen, die nichts zu verlieren hatten, volle Muße gelassen, Anderer Gut gründlich zu zerstören, während eine Menge Schandthaten vorsielen. Es hat den Grafen Rayneval, Gesandten in Neapel, und Herrn de Corcelles, der mit besonderer Mission nach Gaëta kam, Beide zur Unter-

stüzung des Botschafters bestimmt, Mühe genug gekostet, ins rechte Geleise zu bringen, was vom Moment der Landung bis zur Desabouirung Lesseps' verdorben worden war. Die Vertheidigung der Stadt hatte währenddessen in dem Maße Kräfte gewonnen, wie die Belagerung ernster geworden war, und die Peterskuppel glänzte zum Feste der Apostel in bengalischem Feuer, als auf dem nahen Janiculum der hartnäckigste Kampf tobte, und Bomben und Geschützgeschosse die Luft durchschnitten. In der Nacht von dem 29. auf den 30. Juni überwältigten die Franzosen den Widerstand auf der innern Linie der Belagerten und setzten sich dort fest. Am 30. verkündigte der commandirende General das Aufhören der Feindseligkeiten, worauf am Nachmittage des 2. Juli Garibaldi mit dem Rest seiner Leute, welche schwer gelitten hatten, durch Porta San Giovanni Rom verließ. Am Nachmittage des 3. Juli zog General Dudinot in die halb beruhigte Stadt ein.

Die letzten Wochen hatte ich theils in Mola, theils in Neapel verbracht, wohin ich auch jetzt auf einige Tage ging. Am Morgen des 13. Juli war ich in Rom. In welchem Zustande ich die Stadt und ihre nächste Umgebung unmittelbar nach dem Kampfe fand, habe ich in einem kleinen Aufsatze beschrieben, welcher der Schilderung Gaëta's im dritten Bande meiner „Beiträge zur italienischen Geschichte“ beigelegt ist. Die Verwüstung auf dem Janiculum war furchtbar; das Casino der Villa Corsini, seitdem verschwunden, glich einem Sieb, und die Breschen der Bastionen Urbans VIII. zeugten von der Festigkeit dieser Werke des 17. Jahrhunderts. Ich ließ mehre Beduten durch einen jungen potsdamer Landschaftsmaler, Julius Schlegel, für den König aufnehmen,

dem ich später die Reihe guter Kupferstiche nach den Zeichnungen des talentvollen Aquarellisten Carl Werner senden konnte. Einer der Besuche, die ich diesen modernen Trümmern abstattete, fand in nicht uninteressanter Gesellschaft statt. Ich hatte bei dem römischen Arzte D. Pantaleoni, der auch in Deutschland als tüchtiger Kenner alt-römischer Geschichte einen Namen hat, mit dem Grafen Mamiani und mit dem Dr. Farini gespeist, und wir fuhren später nach dem Janiculum. Terenzio Mamiani della Rovere, der heute noch in hohem Alter lebt, ist mehr Schönggeist und Philosoph als Staatsmann, hat sich aber sein ganzes Leben lang mit der Politik befaßt, die ihn schon in jungen Jahren ins Exil trieb, worin er einen nicht unbedeutenden Theil seines Lebens zugebracht hat. Die eigentümliche, um nicht zu sagen zweideutige, im Frühling 1848 als Minister Pius' IX. von ihm gespielte Rolle ist bekannt; er war es dann, der in der römischen constituirenden Versammlung das Wort aussprach: in Rom könne nur der Papst herrschen oder Cola di Rienzo, was ihn später nicht gehindert hat, sich mit König Victor Emanuel ganz gut abzufinden. Erscheinung und Wesen dieses Mannes hat Pius IX. einmal aufs glücklichste geschildert. Wäre alles Schlimme wahr, sagte der Papst, was man von Jesuiten und Jesuitismus in der Welt umherträgt, so hätten wir die Quintessenz des Jesuitismus im Herrn Grafen Mamiani. Sein literarisches Verdienst, welchem nicht gewöhnliche Formvollendung in Prosa wie in Poesie nicht fehlt, soll darum aber nicht im geringsten angetastet werden. Farini, ein romagnolischer Arzt, der im Jahre 1845 das Manifest für den bekannten Aufstand von Rimini verfaßt hatte, zuletzt Generalsecretär

in einem der päpstlichen Ministerien, hat erst zehn Jahre später nach der Revolutionirung der Herzogtümer und der Romagna die politische Rolle begonnen, die ihn in kurzer Zeit auf den Gipfel der Autorität führte, welchem er ebenso rasch durch geistige Störung entrissen wurde. Er hat als Historiker mehr durch seine Geschichte des Kirchenstaats in jüngeren Zeiten, die er vollkommen kannte, als durch die bald unterbrochene Geschichte Italiens seit dem Jahre 1814, welche allzusehr französischen Mustern nachstrebte, sich auch in der Literatur einen Namen gemacht.

Am 28. Juli verließ Herr von Uedom Rom, um sich nach Berlin zu begeben, und ich wurde mit der Führung der Geschäfte der Gesandtschaft beauftragt, in welcher Stellung ich beinahe zwei Jahre lang geblieben bin. Drei Tage später kehrte ich nach Mola zurück. Die Ereignisse hatten sich durch die Uebergabe Roms so gestaltet, daß ein anhaltendes Verweilen in Gaëta nicht mehr erforderlich war, während man auch schon von der bevorstehenden Abreise des Papstes nach Neapel zu sprechen begann. Bald siedelte ich dauernd dahin über. Seitdem bin ich nur auf Stunden und halbe Tage in Gaëta und Mola gewesen, zuletzt im April 1859, aber die Schönheit der Gegend lebt in frischen Farben in meiner Erinnerung fort. Mit den Reizen der Natur wetteifert derjenige Reiz, welchen die Schatten großer Männer und der Nachhall denkwürdiger Ereignisse den Localitäten verleihen, über dem meist nur von Fischerbarken besuchten Strande und dem heute nur noch stiller gewordenen Trümmerfelde Minturnä's liegt ein milder classischer Hauch, und die Ruinen sprechen zu uns beredt von längst vergangenen Jahrhunderten. Auch von minder alten Zeiten

reden andere Ruinen. Die Burg zu Fondi von Jacobella Caëtani, der beherzten Erbtöchter eines mannhaften Geschlechts, von ihrem unglücklichen Gemal Baltasar von Braunschweig und von der schönen Giulia Gonzaga. Die malerischen Trümmer des Castells von Itri von Cardinal Ippolito de' Medici, der hier an Gift starb. Die Ufer des Garigliano von dem Siege, welchen Gonjalvo de Cordova hier im Jahre 1503 über die Franzosen davontrug, und der über den Besitz des schönen Königreichs entschied. Und so weiter herab auf jüngere Zeiten, bis auf Landgraf Ludwig von Philippsthal, den in Gaëta ein Denkmal ehrt.

Der Name des tapfern Vertheidigers Gaëta's gegen die Franzosen im Jahre 1806 weckt eine traurige Erinnerung, deren ich hier nur gedenke, weil sie ein ergreifendes Beispiel des Wechsels menschlicher Geschicke ist. Kurze Zeit nach meinem Eintritt in das römische Gesandtschaftspersonal im Frühling 1837 trat eine Frau in die Kanzlei und überreichte mir eine Quittung zur Legalisirung ihrer Unterschrift. In mittleren Jahren, von Mittelgröße, nicht ärmlich, aber doch wie heruntergekommen gekleidet, trug sie in ihrem Gesicht die nur zu deutlichen Spuren einer schrecklichen Krankheit. Ich sah auf das mir überreichte Blatt und las zu meiner äußersten Ueberraschung den Namen „Marie Caroline Prinzessin zu Hessen“. Ich ließ die Frau einen Augenblick warten und erhielt auf meine Anfrage bei dem Gesandten den Bescheid, ich könne das Blatt legalisiren: es sei die unglückliche Prinzessin von Philippsthal. Aus seiner Ehe mit der Gräfin Maria Francisca Bergh von Trips hatte der Landgraf eine Tochter, welche den westfälischen Obersten Grafen De la Roche sur Mon heiratete, von dem sie geschieden wurde. Sie lebte

in Rom als Frau eines Pianofortehändlers Namens Angelini und bezog von der Familie ihres Vaters eine kleine Pension, deren Quittungen von der preußischen Gesandtschaft beglaubigt zu werden pflegten. Sie ist daselbst achtzigjährig im August 1873 gestorben.

Ich brauche kaum hinzuzufügen, wie belebt die letzten Zeiten in Gaëta und Mola waren. Von allen Seiten strömte es herzu in immerwährendem Wechsel, Diplomaten, Militäre, Seelente, Besuchende jeder Art, von denen mehre uns angenehme Geselligkeit brachten. Da erschien als sardinischer Specialgesandter Graf Cesare Balbo, der mit seinen Bemühungen, den Papst zu einer Art von Zusammengehn in politischen Dingen mit Piemont zu bewegen, nicht viel Glück haben konnte. Da lagen neapolitanische, sardinische, französische Schiffe, selbst eine schöne amerikanische Fregatte, welche der Papst besuchte, und Flaggen aller Staaten glänzten im bunten Durcheinander. Manchmal bin ich an schönen Abenden von Gaëta in einem oder dem andern der schnell den Golf durchschneidenden Boote der Kriegsschiffe heimgekehrt, während bei jedem Ruder Schlag die Welle wie flüssiges Gold heruntertroff, und den dichtbevölkerten Strand entlang weithin und bis zu den Vorchöhen hinauf ein Lichtermeer schimmerte.

Bald nach Mittag am 4. September fuhr der Papst an Neapel vorüber nach Portici, wo das königliche Schloß zu seiner Aufnahme bereit war. Fünf Tage später kam er in die Stadt, wo er den königlichen Truppen den Segen ertheilte. Am Tage zuvor hatte das große militärische Fest stattgefunden, welches an die Zeit König Karls III. erinnernd, nach der am Fuße des Posilippo gelegenen Kirche von Piedi-

grotta benannt zu werden pflegt. Die breite Avenue der Chiaja entlang machten die Truppen einen sehr guten Eindruck, während die vergoldeten Carossen des Königs, seiner Familie und seines Gefolges den Luxus der Rococozeit entwickelten. Wenn man an die wenig ruhmvolle Haltung bei dem jüngsten Zug gegen Rom dachte, machte der hier entwickelte Glanz einen keineswegs erfreulichen Contrast, aber ebenso wie König Ferdinand schienen die Neapolitaner sich über diesen Mißerfolg hinwegzusetzen, und das Fest vom 8. September war für sie gewissermaßen ein Dankfest für die Wiedereroberung Siciliens, über welche infolge des fortwährenden Antagonismus zwischen den beiden Theilen der Monarchie auch Viele sich freuten, welche sonst nicht eben auf Seite der Regierung standen. Dieser Erfolg im Verein mit der Niederwerfung der römischen Republik, der Besiegung der Revolution in Mittelitalien und der Wiedergewinnung Venedigs für Oesterreich schien den König glauben zu lassen, daß nunmehr die Ruhe Italiens wieder gesichert sei. Allerdings hat sie ein Decennium lang gewährt, aber am Ende dieses Decenniums waren die Gefahren ernsterer Natur für das bestehende System als zu Anfang. Ferdinand II. war damals noch in voller Kraft und Thätigkeit. Mit Recht freute er sich des Beistandes, welchen er dem Papste geleistet hatte. Die Gegenwart Pius' IX. legte ihm manche Verpflichtungen auf, die er mit Freuden erfüllte, und die ihn in steten Beziehungen zu seinem Volke, zu der Hauptstadt, zu dem diplomatischen Corps und seinen eigenen höhern Beamten erhielten. Das königliche Schloß war belebt, die königlichen Prinzen, mochten auch manche Meinungsverschiedenheiten

abwalten, blieben in ununterbrochener Verbindung mit dem Souverän und Chef der Familie.

Das gesellige Leben der höheren Stände bewahrte viel von seiner Lebendigkeit und seinem Glanze. Eine Menge Häuser waren geöffnet, wo die Fremdenwelt sich mit der einheimischen Gesellschaft zusammenfand. Bei dem Fürsten von Sant' Antimo (Ruffo Bagnara), dem Fürsten Dentice, dem Marquis von Rende und Andern des zahlreichen einheimischen Adels fanden glänzende Ballfeste statt, mit denen die des Adelscasino wetteiferten. Bei dem Fürsten von Torrella (Caracciolo), welcher in der Reformzeit Mitglied des Ministeriums gewesen war, versammelte sich ein Kreis, der am wissenschaftlichen und Culturleben lebendigen Antheil nahm, und die Fürstin, eine Tochter des bekannten Saliceti der napoleonischen Aera, eine Frau von Geist und Kenntnissen, fand treffliche Unterstützung bei ihren Töchtern, der Herzogin von Cajanello und der Marquise von Rende, sowie bei ihrer Schwiegertochter, der Herzogin von Lavello, geborenen Serra Gerace. Manche andere Häuser empfingen, die der halb italienischen halb spanischen Mitglieder der Familie Toledo, des Herzogs von Bivona und des Grafen von Scalfani, das der Marquise von Bedmar, des früheren österreichischen Gesandten Grafen Leheltern, der Gräfin von Suchtelen u. m. A. Das diplomatische Corps war zahlreich und gut vertreten und trug wesentlich zur Belebung des geselligen Lebens bei. Der spanische Botschafter Don Angel de Saavedra Herzog von Rivas, ein Mann von nicht gewöhnlicher literarischer und künstlerischer Bildung, der englische Gesandte Sir William Temple, Lord Palmerstons Bruder, der französische Graf Alfons von Rayneval, der

preußische Baron von Brockhausen, der österreichische General von Martini, der piemontesische Graf von Collobiano u. A. machten die Honneurs, zum Theil auf glänzende Weise. Es fehlte nicht an theatralischen Vorstellungen, wobei die jüngste Tochter des Eroberers von Sicilien, die Herzogin Teresa Rivaschieri sich besonders auszeichnete. Ein Zuwachs wurde dieser Gesellschaft durch das römische diplomatische Corps, welches seit Anfang September in Neapel versammelt und durch den Vertreter Oesterreichs Grafen Moriz Esterhazy vervollständigt war, und durch eine Menge von Besuchern verschiedener Art, die entweder durch besondere Aufträge kirchlicher oder politischer Natur, oder durch das Interesse der Situation angezogen wurden. General Dubinot kam vor seiner Rückkehr nach Frankreich auf kurze Zeit, sich dem Papste vorzustellen; keine recht militärische Erscheinung, und an Marschall Bourmont erinnernd, dem ich einst in Rom oft begegnet war. So verfloß der Winter, der zu Anfang Februar 1850 durch eine großartige Eruption des Vesuv, die mehr bedrohlich als verheerend war, obgleich sie ihre Lava in östlicher Richtung weit hinausjandte, für Viele ein besonderes Interesse erhielt, im Ganzen angenehm. Es fehlte doch viel daran, daß dieser Winter immer behaglich gewesen wäre, insolge der theilweise kritischen Verhältnisse in andern Theilen der Halbinsel, der Cholera in dem hart getroffenen Venedig und einem ansehnlichen Theil Oberitaliens, der in Piemont herrschenden Aufregung, der wenig befriedigenden Stimmung in Rom, wo die Nachwehen von Revolution und Krieg nicht so leicht und rasch, wie Manche sich geschmeichelt hatten, ein Ende nehmen wollten. Von vornherein war das Verhältniß der französischen Occupation zur päpstlichen Re-

gierung ein unklares gewesen und konnte es nicht anders sein, da die Umstände und Vorbedingungen, unter denen die Expedition unternommen worden war, für das französische Gouvernement selbst nicht klar waren und sich unterdessen wesentlich verändert hatten. Auch die lange fortgesetzten Unterhandlungen des Grafen Rayneval und des Herrn de Corcelles mit Cardinal Antonelli hatten noch manche Unge-
wißheit zurückgelassen.

Während dieses Winters sah das diplomatische Corps Pius IX. mehrfach, sowol bei feierlichen Gelegenheiten wie in besondern Audienzen. Das Verhältniß der Stipulationen der Bulle *De salute animarum* zu der in Berlin octroyirten Verfassung führte eine Verhandlung herbei, auf welche ich bei der Besprechung der Thätigkeit des Cardinals von Geißel bereits hingewiesen habe, und die einen befriedigenden Abschluß erhielt. Auch die Institution des Armeebisiums wurde in dieser Zeit beschlossen. Der Papst äußerte sich in der befriedigendsten Weise über die vom Könige der katholischen Kirche kundgegebene Gesinnung und hat dieser Befriedigung nicht lange darauf öffentlichen Ausdruck verliehen. Erst zu Anfang März 1850 wurde die Rückkehr nach Rom für die erste Hälfte des April angesetzt. Ich benutzte die während des Aufenthalts in Neapel frei gelassene Zeit zu verschiedenen Ausflügen. Im September besuchte ich Capri, Amalfi, Salerno und Pästum, im October Benevent mit dem Grafen Spaur und dem General Zucchi, der sein wechselvolles Leben als Commandirender der in den Herzogtümern Benevent und Pontecorvo übrig gebliebenen geringen päpstlichen Mannschaften beschlossen hat. Im Februar ging ich nach Sicilien, wo General Filangieri mich in Palermo aufs freundlichste

aufnahm. Der letzte Ausflug führte mich im März nach Nola, Avellino, Atripalda und Nocera, den Stätten so vieler Erinnerungen aus der mittelalterlichen Geschichte Neapels und seines Feudaladels. Am 25. März verließ ich in Gesellschaft des belgischen Gesandten Henri de Brouckere, des Nachfolgers des Fürsten von Signe, Neapel zur See, um in Florenz der Vermählung der ältesten Tochter zweiter Ehe des Großherzogs mit dem Grafen von Trapani beizuwohnen, und traf am 11. April in Rom ein, wo die Rückkehr des Papstes am folgenden Tage stattfinden sollte.

In der Heimat waren unterdessen die Dinge rasch fortgeschritten, mochten auch die Ergebnisse keineswegs immer befriedigend sein. Auf der einen Seite waren die Anstrengungen Preußens zur Wiederherstellung fester geordneter Zustände nach den gewaltigen Stürmen der letzten Monate zu der Vorlage der neuen Verfassung vom 5. December 1848 gediehen, auf der andern war die frankfurter Nationalversammlung kurz darauf mit der Aufstellung der Grundrechte und Reichsverfassung zu Stande gekommen, denen die Projecte für einen engeren deutschen Bundesstaat folgten, ohne daß man sich das Verhältniß Oesterreichs zu demselben und zu der preußischen Hegemonie, für welche nach und nach die Mehrheit der Stimmen gewonnen wurde, recht klar gemacht hätte. Am 28. März 1849 erfolgte die Kaiserwahl König Friedrich Wilhelms IV. mit unbedeutender Majorität. Daß man sich in Frankfurt dem Glauben hingeben konnte, der König werde annehmen, ist nicht recht erklärlich. Wie immer es mit seinen Ansichten hinsichtlich der einen oder gedoppelten Bundesverfassung und des Verhältnisses Oesterreichs in und zu derselben stehen mochte, an die Annahme der frankfurter

Krone hat der König nie gedacht. Längst ehe man in der Paulskirche zur Abstimmung kam, war sein Entschluß gefaßt, der aus seiner Seele kam. Aus einem Schreiben an Bunsen vom 11. Februar, somit drei Wochen bevor die Stellung Oesterreichs zu der Frage in Berlin kein Räthsel sein konnte, geht er klar hervor. Und am 14. März schrieb er: „Ich nehme jene Krone nicht an.“ Vierzehn Tage später erfolgte in Frankfurt dennoch die Wahl. Wäre Friedrich Wilhelms IV. Absicht nicht schon so entschieden gewesen, das Ergebniß der Botation, 290 gegen 248 Stimmen, hätte jeden andern Entschluß unmöglich gemacht. In des Königs Seele stand es fest, daß er die Annahme von der freien Zustimmung der deutschen Fürsten abhängig machte, da er die Befugniß der Nationalversammlung zu solchem Vorgehen nicht anerkannte. Dies hat er immer gesagt, dies kann auch der Graf von Brandenburg bei seiner Erklärung gegen frankfurter Deputirte nicht anders gemeint haben, sodaß die Annahme einer widerstrebenden Einwirkung auf den König, die noch im letzten Moment eine Sinnesänderung bei ihm hervorgebracht hätte, ohne Grund ist. Am 3. April erklärte Friedrich Wilhelm IV. der Parlamentsdeputation die Ablehnung.

Man weiß, wie alles Uebrige in der Schwebe blieb, und wie die Gedanken inbetreff der künftigen Bundesverfassung auseinandergingen. Man weiß auch, wie die äußere Formlosigkeit den revolutionären Elementen Vorschub leistete, und das Parlament durch das Mißgücken des Kaiserprojects desorganisirt und demoralisirt wurde. Der Bruch zwischen der nunmehrigen anders gestalteten Mehrheit und dem König war da. Am 3. Mai begann der Aufstand in Dresden, der die Flucht König Friedrich Augusts zur Folge hatte und mit

preußischer Hilfe überwunden wurde — am 10. erklärte das Parlament diese Hilfe für unbefugt und für schweren Reichsfriedensbruch. Tags darauf schrieb mir der König: „Dresden hat gegen seinen König rebellirt. Ich habe seinen tapfern Truppen einige Bataillone aus Berlin zu Hilfe geschickt. Sie haben sich gegen jene eingefleischten Teufel, den Koth aller Nationen, wie Engel geschlagen und mit unglaublich geringem Verlust die Stadt erobert. Dafür hat die Allerdurchlauchtigste Frankfurter mich, wie weiland Kaiser Max den Götz auf Bruch des Reichsfriedens angeklagt. Ich werde ihr Götzens Antwort geben. Am Rhein koch't's halt wie in einem Hexentessel. Die Kreuzesform des Schwertes wird den Zauber wol unblutig lösen.“ Leider hat sich letztere Hoffnung nicht erfüllt. In Breslau, in Düsseldorf und andern bergischen Städten wurde zwar die Ruhe ohne große Mühe hergestellt; noch vor Ende Mai war das Parlament factisch aufgelöst, das stuttgarter Kumpfparlament todt geboren. Aber zugleich war eine im Bewußtsein der Nation gerechtfertigte Idee zu Grabe getragen worden und der badische Aufstand begonnen, welchen nur ein nicht unbedeutender Aufwand militärischer Kräfte unter dem Oberbefehl des Prinzen von Preußen niederwarf.

Während dieser kriegerischen Ereignisse, welche bis zu Ende Juli 1849 währten und in dem wiederbegonnenen Kampfe in den Elbherzogtümern ein Gegenstück von freilich ganz verschiedenem Charakter fanden, hatten die politischen, die in den entschiedenen Antagonismus zwischen Oesterreich und Preußen ausarteten, ihren Fortgang. Am 20. December legte der Reichsverweser sein schweres und nachgerade zur Ohnmacht herabgeunkenes Amt nieder, ohne daß für die

deutsche Verfassung eine Form gefunden worden wäre, oder das sogenannte Dreikönigsbündniß, im vergangenen Frühling von Preußen mit Sachsen und Hannover abgeschlossen, irgendwelche Befriedigung gewährt und Dauer versprochen hätte. Preußen schritt auf der Bahn seiner innern politischen Entwicklung vorwärts, und am 6. Februar 1850 wurde die revidirte Verfassung vom Könige mit einer Rede beschworen, welche für Viele zu starke Anklänge an diejenige vom Jahre 1847 enthielt, aber den festen Willen des Fortschrittes auf dem constitutionellen Wege bekundete, welcher auch treu eingehalten worden ist. Aber die bessern Zustände im Innern schützten Preußen nicht vor der Krisis der deutschen Angelegenheiten, welche nach den unerquicklichen Ereignissen in Schleswig-Holstein und in Kurhessen zu der entscheidenden Collision mit Oesterreich führten, die mit dem Tage von Olmütz, 29. November 1850, endete.

Das Jahr 1850 hat für Friedrich Wilhelms IV. Regierungsthätigkeit und inneres Leben und Fühlen schmerzliche Krisen herbeigeführt, deren Folgen für seine späteren Jahre vielleicht kaum minder verderblich gewesen sind, als die des Sturzes und der Anarchie von 1848. Er sah alle seine Hoffnungen und Bemühungen für Feststellung einer befriedigendern staatlichen Ordnung in Deutschland, wenn nicht vernichtet, doch wer weiß auf wie lange verschoben. Er sah einen tüchtigen deutschen Volksstamm unter ein unglücklich gewordenes Regiment zurückgedrängt, einen andern unter dem Vorwande revolutionären Aufstandes einem unumsichtigen Gegner seiner Nationalität wiederüberantwortet. Er war mit mehreren Männern, denen er vertraute, wegen der Angelegenheiten in diesem nordwestlichen Grenzlande

Deutschlands, von welchem einer der dort Hingefandten, Herr von Ugedom, mir wiederholt gesagt hat, er habe nie ein aller Revolution ferner stehendes Volk gekannt, in zum Theil bleibende Divergenzen gerathen. Durch ein wahrhaft tragisches Geschick war der Staatsmann, der ihm vielleicht am nächsten stand, der General von Radowiz, dessen politisches Glaubensbekenntniß keine festere Stütze für Preußen erkannte, als in einem ihm vertrauenden Deutschland, keine andere Hoffnung für Deutschlands politische Festigung, als in einem zum Schutz aller gemeinsamen Interessen treu und unauflöslich mit Preußen verbündeten und bundesstaatlich mit ihm vereinigten Oesterreich, durch die Verkettung der Ereignisse bis zum Bruch mit diesem Oesterreich gedrängt worden, dessen Vermeidung das Ende seiner staatsmännischen Thätigkeit herbeiführte. Der loyalste und treueste aller Menschen, der Graf von Brandenburg, war durch des russischen Kaisers Verhalten in Warschau und durch die der preußischen Politik von ihm zutheil gewordene Behandlung tief erschüttert, in sich selber zusammengebrochen. Preußens Isolirung und die Unmöglichkeit, der Coalition oder Unthätigkeit von Großmächten und Mittelstaaten gegenüber den Kampf aufzunehmen, hatte zu dem Tage von Olmütz geführt. Keine Heldenthat Otto's von Manteuffel, aber ein nothwendiges Opfer, zu welchem er sich hergab in Treue und Pflichtgefühl, und welches der König ihm gedankt hat, während der Parteien Haß und Hohn ihn über das Ende seiner politischen Thätigkeit hinaus verfolgt haben.
